

durch die Viehherden in den Savannengebieten im Sahel und im Süden des Kontinents – nicht zuletzt hervorgerufen durch eine falsche Hilfspolitik – lassen ökologische Auswirkungen befürchten, die auch die Industriestaaten in vielfacher Weise berühren werden.

Es ist schon abzusehen, daß nach einer mehrjährigen Ausblendung der Entwicklungsländer die Probleme des Südens um so massiver wieder auf die Industrieländer zurückkommen werden. Die Rehabilitation des vergessenen Kontinents wird dann wahrscheinlich um so dringlicher auf die Tagesordnung gesetzt werden müssen.

Chancen für eine neue Selbstbestimmung

Das Szenario der afrikanischen Entwicklung, so deprimierend es im einzelnen auch erscheinen mag, kann jedoch auch anders gesehen werden. Mit langsamem Rückgang der Auslandszuflüsse – ob sie nun aus Handelsgewinnen oder Entwicklungshilfeleistungen stammen – wird eine Neuverteilung der zur Verfügung stehenden Mittel notwendig. Dies kann, wie die auf internationalen Druck eingeleiteten Sanierungsprogramme (IWF/Weltbank) gezeigt haben, zu sehr schmerzhaften Einschnitten in bestehende Wirtschafts- und Sozialsysteme führen, da sich ein Großteil der schwarzafrikanischen Staaten trotz

ihrer Armut an lebenserhaltende Außenzuflüsse gewöhnt und dabei so etwas wie eine „Empfängermentalität“ entwickelt haben.

Die starke Verschlechterung der Lebensbedingungen und die notwendig gewordenen Einschnitte bergen jedoch auch Chancen und Herausforderungen für einen Neuanfang in sich. Ökonomische Umstellungen ziehen soziale und politische Veränderungen mit sich – Konsequenzen, die zu einem Abbau von staatlichem Dirigismus und Bürokratie, zugleich aber zu mehr Macht, mehr Eigenbeteiligung der Bevölkerung, mehr Selbstverantwortung und vor allem mehr Demokratie führen können. Bei aller Misere des schwarzen Kontinents, der durch die Hypothek der zerstörerischen Kolonialzeit zumindest vorübergehend seiner Entwicklungschancen beraubt wurde, sollte der immer noch vorhandene Reichtum und die Vitalität der afrikanischen Bevölkerung nicht vergessen werden. Die Krise kann durch neue Konzepte und eine stärkere Rückbesinnung auf die eigene Identität zu einem vielversprechenden Neuanfang werden. Allerdings handelt es sich nur um eine Chance, denn die Gefahr, daß die alten und neuen Staatsbürokratien versuchen werden, die bisher bestehenden ungerechten Verteilungssysteme aufrechtzuerhalten, ist groß: dann werden die Armen in dem vergessenen Kontinent letzten Endes noch ärmer werden.

Heribert Weiland

Ortskirchliche Eigenständigkeit – universalkirchliche Einheit

Ein Symposium des Missionswissenschaftlichen Instituts in Aachen

Um theologische Klärungen zur umstrittenen Frage nach Recht und Grenzen der Eigenständigkeit von Ortskirchen innerhalb der einen katholischen Kirche ging es bei einem Symposium des Missionswissenschaftlichen Instituts Missio in Aachen, zu dem vom 28. Februar bis 4. März Theologen aus allen Erdteilen zusammenkamen. Ergebnis der Überlegungen war, daß die Kirche der Zukunft eine kulturell polyzentrische Weltkirche sein muß und daß Zwischeninstanzen zwischen den Bistümern und der römischen Kirchenleitung notwendig sind. Der Bericht über das Symposium ergänzt und bestätigt die Darstellung aktueller Konflikte zwischen Rom und Ortskirchen der Dritten Welt im letzten Heft (HK, März 1990, 129ff.).

Das Anliegen des Symposiums, zu dem sich gut 50 Theologen aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Europa zusammengefunden hatten, war ein vielfältiges. Auf der einen Seite hatten sich im Umfeld jüngster kirchenpolitischer Entwicklungen wie der Reihe der umstrittenen Bischofsernennungen, die zur „Kölner Erklärung“ und der

nachfolgenden Gründung einer europäischen Theologengemeinschaft führten, in Europa und der Bundesrepublik viele ekklesiologische Fragen zur Eigenständigkeit von Ortskirchen gegenüber einem sich verstärkenden römischen Zentralismus zusammengebraut. Auf der anderen Seite haben viele Entwicklungen in Ortskirchen der anderen Kontinente gezeigt, daß die theologische Problematik des Verhältnisses der Ortskirchen zueinander und im besonderen zur römischen Zentrale stark diskutiert wird und einer weiteren Klärung bedarf. Es lag daher nahe, in einer Zusammenarbeit mit Theologen aus verschiedenen Kontinenten und Ländern gemeinsam nach gangbaren Modellen und Perspektiven für den Veränderungsprozeß kirchlicher Universalität im Spannungsfeld entstehender Ortskirchen zu suchen.

Der Einleitungsbeitrag des Direktors des MWI, Prof. Ludwig Bertsch SJ, versuchte, die Situation der Ortskirchen vor dem weltkirchlichen Horizont aufzuzeigen und einige der Problemfelder ihres Verhältnisses zum Zentrum zu benennen. Die gegenwärtigen Spannungen zwi-

schen Lehramt und Theologie müßten auf dem Hintergrund der Rezeptionsgeschichte des II. Vatikanums gesehen werden. Die auf dem Konzil entwickelte Communio-Theologie sei der hermeneutische Schlüssel, um das Problem Volk Gottes und Hierarchie zu verstehen.

Das Symposium war um *drei Themenkreise* geordnet. Einmal sollten die anthropologischen und kulturellen Voraussetzungen der ekklesiologischen Konzepte einer Universalkirche zur Sprache gebracht werden. Danach ging es um die Behandlung des Problems der Eigenständigkeit der Ortskirche als ein Postulat einer „polyzentrischen Weltkirche“. Zum Schluß wurden Modelle und Perspektiven für eine Neugestaltung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Ortsbischöfen und dem Papst in der Form von möglichen kontinentalen, nationalen oder regionalen Zwischeninstanzen vorgestellt. Jedes Tagesthema wurde von Referenten aus Europa, Asien, Afrika und Lateinamerika, also „interkontinental“, behandelt.

Neues Verständnis der Kircheng Zugehörigkeit

Der ursprünglich vorgesehene Beitrag von *Ignacio Ellacuria* SJ zu den anthropologischen und kulturellen Voraussetzungen lateinamerikanischer Ekklesiologie wurde durch seine Ermordung zu einer Veranstaltung „In memoriam Ignacio Ellacuria“, die von *Raúl Fonet-Betancourt*, dem Lateinamerika-Referenten des MWI, gestaltet wurde. Er rief die konsequente, bedingungslose Teilnahme Ellacurias für die Armen in Erinnerung und zeigte, daß die Erinnerung an ihn eine „gefährliche Erinnerung“ bedeute, da man sich dadurch der Gefahr der parteiischen Radikalität des Glaubens, wie ihn Ellacuria und die Kirche der Armen in El Salvador lebe, aussetze. In seinen eigenen Ausführungen stellte Fonet an den Anfang die Forderung nach einer radikalen Veränderung, die durch die Entstehung der Kirche der Armen für die gesamte Kirche angezeigt sei. Durch eine bloße Reform sei dem Bankrott des römisch-zentralistischen Institutionsmodells nicht beizukommen. Hilfreich für den weiteren Verlauf der Tagung erwies sich seine hermeneutische Vorfrage nach den Bedingungen für das Verstehen des kulturell Fremden. In dem Unvermögen, fremde Menschen- und Weltbilder zu verstehen, und der Versuchung, sie mit Hilfe der eigenen Maßstäbe zu beurteilen – und dann oft zu verurteilen –, liegt eine wichtige Quelle von Mißverständnissen und Spannungen zwischen dem zentralen Lehramt und Theologen in verschiedenen Ländern.

An den lateinamerikanischen Beitrag schlossen sich die Überlegungen des indischen Theologen *Felix Wilfred* an, der zunächst die ekklesiologischen Positionen der gegenwärtigen Theologie vorstellte und ihre jeweiligen Defizite aufzeigte. Die nach diesen Modellen entstandenen asiatischen Kirchen tragen fast alle das Stigma, in ihren Ländern Fremdkörper zu sein, da sie nicht kulturell einheimisch seien und sich nicht intensiv genug um die sozio-politischen Probleme der jeweiligen Länder geküm-

mert hätten. Wilfred schlug seinerseits einen für den indischen und gesamtasiatischen Kontext besser geeigneten *neuen Ansatz* vor, bei dem das Anthropologische dem Theologischen voraufgehen soll. In Asien müsse sich Kirchlichkeit auf anthropologische und kulturelle Fundamente gründen, wenn es zur Entstehung echter asiatischer Ortskirchen kommen solle. Dabei müßten sich viele Elemente von Kirchesein, wie z. B. das Verständnis der Kirchengzugehörigkeit, verändern. Im asiatischen Verständnis von Zugehörigkeit zu säkularen oder religiösen Gemeinschaften sind die Grenzen so fließend, daß man z. B. zur Jesus-Gemeinschaft gehören kann, ohne deswegen aufzuhören, an anderen religiösen Erfahrungen und Formen von Gemeinschaft teilzuhaben. Dies sei auch der Grund, warum das Christentum in Indien, aber auch in anderen Ländern Asiens von viel mehr Menschen angenommen und als eigene Religion gelebt werde, als die Mitgliedszahlen der christlichen Kirchen auswiesen.

Konkret nannte er die indische *Asbaram-Bewegung*, das Zusammenleben unter der Führung eines spirituellen Meisters ohne Diskriminierung im Hinblick auf Geschlecht oder Kaste, als eine mögliche neue Form von Kirchlichkeit für Indien. Eine andere Form der kirchlichen Gemeinschaft könnten die sog. *Aktionsgruppen* sein, die sich in vielen Teilen Asiens finden und die sich im Kampf des Volkes ums Überleben, um Befreiung und menschliche Würde engagieren. In der westlichen Kirchengeschichte habe sich eine Reduktion der Gestaltungsmöglichkeiten von Kirchlichkeit ereignet, die für Asien nicht automatisch verbindlich gesetzt werden könne. In Asien gehe es um die Entwicklung von Lokalkirchen, die asiatische Kultur als ihre Wurzeln hätten und nicht nur von außen dieser Kultur eingepflanzt würden. Daraus könnten sich asiatische Kirchen entwickeln, die eine Gemeinschaft der Armut und Machtlosigkeit, der Innerlichkeit und der selbstlosen Liebe für die Mitmenschen und für alle Kasten, verschiedene Kulturen und religiöse Traditionen offen sind.

Aus afrikanischer Sicht ergänzte *Buetubela Balemba*, Rektor der Fakultäten von Kinshasa, die ekklesiologischen Überlegungen durch exegetische Anmerkungen und konkrete Beispiele afrikanischer Kirchlichkeit, wie sie sich in der Ortskirche von Zaire auf den Gebieten der Liturgie (zairischer Ritus), der Entwicklung von Formen afrikanischer Theologie und der Arbeit der Bischofskonferenz finden.

Der Frankfurter Kirchengeschichtler *Klaus Schatz* SJ erinnerte an das universalkirchliche Konzept des mediterranen Kulturkreises, das die universalkirchliche Einheit in den fünf Patriarchaten Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, der sog. Pentarchie, gewährleistet sah und das mit dem Schisma von 1054 nach vielen voraufgegangenen Spannungen und Schwierigkeiten an ein Ende kam. Die gegenwärtige Entwicklung mache deutlich, daß Universalkirche nicht möglich sei in voneinander isolierten Kulturen und auch nicht in einem monozentrischen Modell von Kirche. Schatz schlug eine

Art „kontinentaler Patriarchate“ vor, die einem universal-kirchlichen Konzept in einem multi-kulturellen Kontext am ehesten gerecht werden könnten, wenn sie die Chance erhielten, sich in einem geschichtlichen Prozeß von unten zu entwickeln, da sie nicht einfach administrativ von oben geschaffen werden könnten.

Plädoyer für eine „polyzentrische Weltkirche“

Am zweiten Tag des Symposiums ging es um die Frage der Voraussetzungen für die Eigenständigkeit von Ortskirchen in Auseinandersetzung mit dem Modell einer „kulturell polyzentrischen Weltkirche“, wie es von J. B. Metz in die theologische Debatte eingebracht worden ist. *Seemampillai J. Emmanuel*, Professor in Jaffna (Sri Lanka), zeigte die Schwierigkeiten der asiatischen Kirchen auf ihrem Weg zu authentischen Ortskirchen auf. Er forderte die Gewährleistung des Freiheitsraumes, der zur Identitätsfindung der einzelnen Ortskirche notwendig ist. Regionale Zusammenarbeit sei dabei eine wichtige Voraussetzung und sollte nicht durch zentralistische Eingriffe ständig erschwert werden, wie dies gegenwärtig zu beobachten sei. Hinzu komme die finanzielle Abhängigkeit, die die asiatischen Kirchen bei der Erreichung dieses Zieles behindere und sie zwingt, sich zu Bettlern zu machen, um nach europäischem Vorbild entwickelte Kircheninstitutionen mehr schlecht als recht am Leben zu erhalten. Neben den klassischen, eher statischen Merkmalen der wahren Kirche – Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität – müßten andere kirchenkonstitutive Merkmale wie die des Geistes, des Wortes, der Eucharistie, des Zeugnisses, des Dienstes und der Gemeinschaft ins Spiel gebracht werden.

Der Bonner Fundamentaltheologe *Hans Waldenfels* SJ hatte die in diesem Kontext etwas schwierige und undankbare Aufgabe, die europäische Sicht der Eigenständigkeit der Ortskirche zu erläutern. Er zeigte verschiedene Etappen europäischen Selbstverständnisses im Laufe der Geschichte auf und befaßte sich dann mit dem gegenwärtigen europäischen Bewußtsein in der Kirche, das eher von Pessimismus und Verunsicherung geprägt sei. Verglichen mit den kontinentalen Bischofskonferenzen von Afrika, Asien und Lateinamerika hätten die europäischen Bischöfe noch keine Formen einer effektiven und relevanten Zusammenarbeit entwickeln können oder auch wollen. Waldenfels lag daran, das Erbe und den damit gegebenen Auftrag der europäischen Kirchen herauszustellen und die geschichtliche Tatsache in Erinnerung zu rufen, daß sie als „Mutter und Haupt der meisten Kirchen der Welt“ normativ für Christlichkeit und Kirchlichkeit in der Kirchengeschichte geworden sind, genauso wie die Entstehung einer Weltzivilisation de facto von Europa ihren Ausgang genommen hat. Dieser bleibenden Vermittlerrolle könne sich Europa nicht entziehen, solle sich andererseits aber bewußt sein, daß „Eurozentrismus“ heute nur in einem Miteinander mit anderen kulturellen Zen-

tren und daher auf dem kirchlichen Sektor nur als „Regionalkirche Europa“ denkbar sei.

Bischof *Patrick Kalilombe*, ehemaliger Bischof von Lilongwe in Malawi, beschrieb die Realisierung der Eigenständigkeit der afrikanischen Ortskirche am Beispiel der kleinen christlichen Gemeinschaften, wie sie nach dem II. Vatikanum in Ostafrika von den Bischöfen gefördert wurden. Er gab eine sehr lebendige Schilderung des Wandels im Kirchenbild, der damit gegeben war. An die Stelle einer „Kirche von oben“ setzte er die Vorstellung einer „Kirche von unten“, in der die einzelnen Mitglieder ihre Mitverantwortung für das Ganze einbringen. Dieses neue Kirchenbild knüpft an alte afrikanische Strukturen wie das „Palaver“ usw. an und steht in einer engen Verwandtschaft mit Kirchenvorstellungen, wie sie auch in den „Unabhängigen afrikanischen Kirchen“ verwirklicht wurden. Den stärksten Eindruck auf die Teilnehmer machte der Beitrag von *Jon Sobrino* SJ, San Salvador, „Kirchliche Communion in einer pluriformen und antagonistischen Kirche“, der in Abwesenheit des Referenten nur im Manuskript vorgetragen werden konnte. Auf dem Hintergrund der jüngsten Ereignisse in El Salvador setzte Sobrino seine kantige These, daß Gott ein „Heute“ hat und daß die Kirche der Armen der Ort ist, wo sich dieses „Heute“ Gottes realisiert. Dies zeige sich a priori in Gottes Erwählung der Armen und a posteriori im eindrucksvollen Martyrium der lateinamerikanischen Kirche der Armen, die als kirchliche Gemeinschaft unter dem Kreuz die Antagonismen in Gesellschaft und Kirche aufzeige. Dieses gekreuzigte Volk erweise sich als Stifter kirchlicher Gemeinschaft, die in der Solidarität des „Sich-gegen-seitig-Tragens“ besteht. Die so entstehende pluriforme Kirche bedürfe auch immer des Dienstes des Amtes, auch eines zentralen Amtes, das sich aber nicht zu weit von der Peripherie entfernen dürfe, um nicht „betriebsblind“ zu werden.

Die Diskussionen in den Arbeitsgruppen und im Plenum befaßten sich mit den Konsequenzen, die sich ergeben, wenn die „Kirche der Armen“ in so ausschließlicher Form als die „wahre Kirche“ gesehen wird, in der sich Gottes Gegenwart, das „Heute Gottes“, manifestiert. Ist damit jeder anderen Form des Kircheseins die Legitimität der Orthodoxie entzogen? Gilt der Anspruch der „Kirche der Armen“ nur für Lateinamerika und ist damit ein Beispiel für einen kulturell und ekklesiologisch verstandenen Polyzentrismus? Die Diskussion machte deutlich, daß es keine glatten Lösungen dieser Fragen gibt, die die Herausforderung der „Kirche der Armen“ bzw. der vorrangigen Option für die Armen domestizieren und entschärfen können. Die asiatischen Theologen machten sehr deutlich, daß es nicht angeht, die theologischen und ekklesiologischen Ansätze ihres Kontinents gegen Lateinamerika auszuspielen. Auch wenn in Asien Fragen des interreligiösen Dialogs intensiv diskutiert werden, gilt den Problemen der Armut und Ausbeutung mindestens das gleiche Interesse. In der theologischen Sicht dieser Problematik gibt es in der Diktion sicher Unterschiede zwischen asiati-

schen und lateinamerikanischen Theologen, die aber nicht zu ideologischen Gegensätzen hochstilisiert werden dürfen.

„Zwischeninstanzen“ zwischen Ortsbischof und Papst

Am Anfang dieser Überlegungen stand der Beitrag des afrikanischen Theologen *Peter D. Akpunonu* aus Nigeria, der die leidvollen Erfahrungen der afrikanischen Kirche mit dem Projekt eines „Afrikanischen Konzils“ referierte, das jetzt in der Gestalt einer „Außerordentlichen Bischofssynode für Afrika“ auf seine Verwirklichung wartet. Akpunonu betonte, daß, „geschichtlich gesehen“, die afrikanischen Kirchen den Einfluß „Roms“ eher positiv erfahren hätten, da Rom sich immer für einheimische Priester und Bischöfe eingesetzt habe. Daher sei das Mißtrauen, das seitens der Zentrale dem Projekt eines gesamt-afrikanischen Konzils entgegengebracht worden sei, eher unverständlich und auch nicht durch besondere Radikalität der ekklesiologischen Vorstellungen afrikanischer Bischöfe und Theologen gerechtfertigt. Die Entstehung einer Reihe regionaler Bischofskonferenzen sowie ihres kontinentalen Zusammenschlusses (SECAM) habe sich in den Jahren nach dem Konzil bewährt, um neue pastorale Projekte zu initiieren und die Kooperation auf dem afrikanischen Kontinent unter den Kirchen effektiver und regelmäßiger zu machen.

Felix Wilfred beschrieb die Ziele, die Herausforderungen und Erfolge der Vereinigung asiatischer Bischofskonferenzen (FABC), die in noch stärkerem Maß als in Afrika für die Entwicklungen der asiatischen Kirchen auf den Gebieten der Evangelisierung, des interreligiösen Dialogs, der sozialen Aktion, des Laienapostolats und anderer kirchlicher Aufgaben Keimzelle für neues Denken und kontextuelles pastorales Handeln geworden ist. Die FABC ist ein wichtiges Beispiel für die Entwicklung von kirchlichen Zwischeninstanzen zwischen nationalen Bischofskonferenzen und der römischen Zentrale, die nicht zuerst theologisch und kanonistisch genau bestimmt wurden, um dann verwirklicht zu werden, die sich vielmehr aus der Praxis langsam entwickelt haben und jetzt de facto eine wichtige ekklesiologische Gegebenheit darstellen.

Die Frage der „Zwischeninstanzen“ wurde systematisch vom Fundamentaltheologen *Hermann Josef Pottmeyer* (Bochum) angegangen. Dabei machte er darauf aufmerksam, daß sich durch die Beiträge und die Diskussion des Symposiums die Gesamtthematik so verschoben habe, daß nicht nur die Ortskirchen als noch zu entwickelnde Gegebenheiten gesehen werden müßten, sondern daß auch der Bezugspunkt „Universalkirche“ bei weitem nicht eine so klar umrissene Gegebenheit darstelle, wie dies in der theologischen Diskussion sonst weithin angenommen werde. Auch die Universalkirche sei eine „Kirche im Werden“. Historisch habe es immer „Zwischeninstanzen“ zwischen den Ortskirchen und Rom gegeben. Die Notwendigkeit solcher Zwischeninstanzen läßt sich auch

theologisch gut begründen. Auch wenn das Modell einer kulturell polyzentrischen Kirche noch mancher Klärung bedürfe, sei doch so viel deutlich, daß die damit angesprochene kirchliche Wirklichkeit von unten langsam wachsen müsse und nicht durch einen einer *Communio*-Theologie widersprechenden Zentralismus behindert werden dürfe. Die Entstehung einer Weltkirche aus einer Vielzahl von Kulturen und Völkern mache die Ausbildung von funktionsfähigen Zwischeninstanzen zu einer Notwendigkeit.

Auf einen anderen Gesichtspunkt, der in der innerkatholischen Diskussion oft vergessen wird, machte der jugoslawische Theologe *Marco Orsolich* aufmerksam, indem er auf die ekklesiologische Bedeutung der orthodoxen Kirchen hinwies. Eine „Universalkirche“ sei ohne die Ostkirchen theologisch unzureichend und unvollständig bestimmt. Wirklich „ökumenische Konzilien“ könnten nicht ohne Beteiligung der orthodoxen Kirchen abgehalten werden. Für eine weiterführende Diskussion dieser wichtigen Frage blieb keine Zeit, da nur noch ein weiterer Vertreter der Kirchen der „Zweiten Welt“ anwesend war. Es wird aber zunehmend deutlich, daß die Verkürzung vieler theologischer, aber auch wirtschaftlicher und politischer Probleme in der innerkirchlichen Diskussion auf die Problematik des Verhältnisses zwischen Erster und Dritter Welt in Zukunft nicht mehr möglich sein wird.

Perspektiven und Modelle

Der Schlußteil des Symposiums bestand in dem Versuch, Perspektiven und Modelle einer zukünftigen kulturell polyzentrischen Kirche zu entwerfen und, wenn möglich, Strategien für ihre Verwirklichung zu nennen. Den Arbeitsgruppen wurde die Aufgabe gestellt, den Beitrag der entstehenden Ortskirchen zum Veränderungsprozeß kirchlicher Universalität zu diskutieren und eine erste Zusammenfassung zu versuchen. Das Überraschende bei der Schlußdiskussion im Plenum war die *erstaunliche Übereinstimmung*, die sich in den vorgestellten Entwürfen zeigte. Es wurde festgehalten, daß Ortskirchen in Antwort auf die Herausforderungen des jeweiligen Kontexts in dem Bemühen der Inkulturation der Botschaft Jesu und seines Geistes entstehen, zu Subjekten werden und eine eigene Identität gewinnen. Dabei ist es wichtig, daß die einzelnen Ortskirchen auf der zwischenkirchlichen Ebene durch synodale Strukturen, d. h. die größtmögliche Repräsentanz aller Gruppen des Volkes Gottes, verbunden bleiben. Der *Petrusdienst* ist institutionell einzugliedern in eine nach den Prinzipien der Kollegialität und Subsidiarität verfaßten Kirche, in Analogie zu den patriarchalen und synodalen Strukturen der alten Kirche.

Das Symposium endete so mit positiven und konstruktiven Beiträgen, die aus der gemeinsam gemachten Erfahrung resultierten, daß trotz mancher zentralistischen Beeinträchtigungen sich in den verschiedenen Kontinenten eine neue Wirklichkeit von Kirche zeigt, die kirchengeschichtlich mächtig werden und das Bild einer wahrhaft polyzentrischen Weltkirche prägen wird.

Georg Evers